

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 4 (1928-1929)

Heft: 9

Artikel: Helo! : Amerikanischer Optimismus durch die Brille eines Schweizers

Autor: Müller, Gustav

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065066>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hello!



Amerikanischer Optimismus durch die Brille eines Schweizers

Von Dr. Gustav Müller

Professor an der Universität Oregon

*Illustriert mit Inseraten aus
amerikanischen Zeitschriften*

Wir möchten alle gern zufrieden sein. Und auch wenn wir es nicht sind, so zeigen wir unsere Unzufriedenheit nicht vor fremden Augen. Und wenn wir reisen, um unsern gewohnten Verdriesslichkeiten zu entgehen, so glauben wir bereitwillig an die gesuchte Zufriedenheit in den lächelnden Mienen des Hotelvolkes. Keinesfalls zeigt man dem Gast die schmutzige Wäsche. Dieser Tatbestand verführt zu optischen Selbsttäuschungen. So schrieb mir ein junger amerikanischer Künstler, wie erstaunt er gewesen sei, in Europa überall Behaglichkeit, lächelnde Mienen, Zufriedenheit anzutreffen, die erquicklich von dem fin-

sternen, freudlosen, hastigen, geldraffenden Leben zu Hause abgestochen hätte. Und ebenso verfehlt kein Amerikabesucher, von dem überwältigenden Lächeln zu berichten, das alle Züge umschwebt, von der freundlichen Wohlmeintheit, die nie etwas Böses vom Nächsten verlauten lässt, von der allgemeinen Freude am Leben, dem Leben und Lebenlassen, das ausgesprochen amerikanisch sei.

Nun, die Amerikaner sind als ein Volk von Fremden zusammengekommen und und so ist es nicht verwunderlich, dass sie die optische Täuschung des Fremden dem Fremden gegenüber zu einer eigenen Kunst entwickelt haben. Noch heute ist ein sehr grosser Teil der Bevölkerung unstedet, wandernd. Ueberall, wo einer hin-

kommt, sind Kirchen und allerhand Klubs bereit, ihn mit der grössten Freundlichkeit aufzunehmen und ihn sogleich mit einer Menge neuer Freunde bekannt zu machen. Es ist unglaublich, wie leichtherzig sich die Leute von Orten trennen, an denen sie viele Jahre gewohnt haben. Besonders auffällig, wenn man es mit der Zähigkeit vergleicht, mit der ein richtiger Schweizer Bürger an seinem Städtchen und an seinem Dialekte hängt und es höchst ungern mit einem andern vertauscht, sogar wenn die winzigen Entfernungen mildernd ins Gewicht fallen. Die mittelalterliche Kleinstaatelei, die den Nachbarkanton als Ausland, wenn nicht sogar als feindlich ansah, wirkt da nach. Und charakterlos erschiene es ihm, wenn er mit dem Wohnwechsel auch gleich seine Begeisterungen tauschen sollte und rühmen, was er vorher nicht gerühmt. So aber machen sie es hier. Ein Kalifornier, der nach Oregon kommt, wird auch sogleich Oregon als den vortrefflichsten Staat der Union preisen und so in eine gleichmässige Zufriedenheit sich einfügen.

Der amerikanische Fremdenoptimismus ist unverbindlich. Der biedere Schweizer wird daher nach den ersten Enttäuschungen, wenn er für bare Münze genommen, was nur Spielmarke war, auf die unseriösen Schmeichler fluchen. Nicht ganz zu Recht.



Denn die Verselbständigung einer optimistischen Lebensform ist soweit gediehen, dass sie kaum noch ernst genommen werden kann. So erzählte mir eine witzige Amerikanerin von einer Freundin, «die das Spiel wundervoll spielte», sie hätte in einer Gesellschaft mit dem süssesten Lächeln erzählt, ihr Mann habe heute morgen in der Badwanne Selbstmord begangen, und die Angeredete, nur auf das süsse Lächeln und den Ton eingehend, hätte geantwortet:

«Wirklich? Wie entzückend!»

Jugend ist bildsam und empfindet die Welt als grenzenlos. Sie hat Spielraum. Ihre Lebensinhalte sind flüssig, leicht wechselnd. Sie kennt und macht keine festen Unterschiede. Die Menschen sind gleich, der Herr im

Frack ist ebenso interessant wie der Schornsteinfeger. Die Umgebung ist da, um neue und immer neue Abenteuer und Ueberraschungen zu erleben.

Der amerikanische Idealboy: Selbst bei den Hausaufgaben freudestrahlend

Amerika hat den Auswanderern der alten Welt Spielraum gegeben und dadurch der ganzen Nation den jugendlichen Charakter aufgeprägt. Das Leben ist breit und locker. Man tritt sich nicht so auf den Zehen herum. Die Vorstädte dehnen sich weit und breit aus und die Gärten gehen in saubern Rasenflächen



"It's fascinating!"

Firelight makes you romantic
"No, it's your smart bow tie..."

Keep smiling

ohne Zäune ineinander über. Das führt zu leichtem, verschwenderischem Leben und auch zu Oberflächlichkeit, die mit dem amerikanischen Optimismus verbunden ist.

Die engen Verhältnisse in der Schweiz anderseits schaffen Verbitterungen, die Berufsklassen, die eifersüchtig ihre Schranken höher und höher errichten, um der Ueberfüllung zu entgehen und den Lebensstandard zu halten, schliessen die Menschen voneinander ab, verfestigen sie, machen sie alt. Der einzelne hat sich zu vertiefen und zu spezialisieren, um in dem engen Spielraum seinen Platz zu erobern und zu behaupten. Er geht nicht so leicht



*Sogar das Rasieren wird
als Lust empfunden*

gespiegelt findet; der spielt die Rolle des Kleinlichen, als Politik drapierten Gezänks in der Schweizerpresse.

Der Nordwesten der Union, in dem ich lebe, ist ganz besonders jung, optimistisch, amerikanisch. Die Pionierzeit mit ihrer unbeschränkten Gastfreundlichkeit und ihrem abenteuernden Ausleben ist noch jüngste Vergangenheit. Noch wandeln weissbärtige Pioniere unter den Lebenden, erzählen von der guten alten Zeit und lassen sich in Umzügen vom Volk bejubeln. Diese Umzüge und Volksfeste, an denen ganze Stiere am Feuer gebraten werden, haben nicht das Wehmütige an sich, wie unsere Trachtenfeste, die einer absterbenden Schönheit geweiht sind.

Um die Siedelungen rauschen noch die herrlichen Urwälder und am Gestade

aus sich heraus. Er hält sich dem Leben gegenüber zurück. Und wieviel Enttäuschung und Groll über mangelndes Vorwärtskommen machen die Luft explosiv und unoptimistisch! Der Ankömmling merkt in Amerika sofort die leichtere Luft, die lustige Wur-

stigkeit, das Nachausleben, das man im Sensationalismus der Presse

brandet der Stille Ozean, der mehr und mehr den Haupthandelsverkehr der Union an sich reisst. In hundert Jahren oder so soll hier der Mittelpunkt der Weltgeschäftigkeit liegen.

Vor achtzig Jahren kamen die ersten Pioniere nach Eugene. Vor fünfzig Jahren gründeten sie weitausschauend die Universität. An der fünfzigjährigen Stiftungsfeier wurden öffentliche Vorträge gehalten. In Europa pflegt man an solchen Erinnerungsfeiern die grosse Vergangenheit aufzurufen, welche in falscher Verklärung gewöhnlich einen bedrückenden Schatten auf die reale und deswegen nicht verklärte Gegenwart wirft. Hier sprach man hauptsächlich von der Zukunft. Von Siedlungsplänen und davon, wie die neuen technischen Erfindungen es möglich machen sollen, die kommende Industrie über das Land zu verteilen und die anarchistischen Slums der östlichen Großstädte zu vermeiden. Ein Chinese sprach über die orientalische Kultur und ihre zukünftige Verbindung mit dem fernen « Westen ». Und im Hinblick auf ein grosses Gebäude, das die Kunstschule und eine orientalische Sammlung beherbergen soll, sprach ein Philosoph über den Wert und die Funktion der Schönheit im Leben der Völker.

Der schweizerische Naseweis ist beleidigt, wenn man ihn duzt, wenn er schon konfirmiert ist oder gar eine farbige

Gymnasiastenkappe trägt. Der Amerikaner hört sich gern boy nennen, wenn er schon grauhaarig ist. Auf der Suche nach einer Adresse wurde ich einmal an zwei Girls gewiesen, die sie mir geben könnten. Zu meiner Enttäuschung fand ich die Girls als zwei dicke Weiber bestandenen Alters. Geschminkte Gross-

mütter lassen sich gern mit ihren (ebenfalls geschminkten) Enkelinnen verwechseln. Es ist ein beliebtes Gesellschaftsspiel, die Kleider seiner Kinder anzuziehen. Ja, man schminkt sogar die Toten jung. Die allgemein gültige Schminkelei scheint mir ganz wesentlich den Willen zur Jugendlichkeit hinter sich zu haben. Ob dabei allerdings die jungen Mädchen etwas gewinnen, ist eine andere Frage.

Es kommt zuweilen vor, dass ein Handlungsreisender, ein pausbäckiger, zu Dir herein-

tritt, « helo! » sagt, mit übergeschlagenen Beinen auf den Schreibtisch sitzt, eine Zigarette anbietet und dann vom Geschäft zu reden anfängt. Ich habe erfahren, dass solche Methoden in Schulen empfohlen werden, um den Käufer zu « nehmen ». Sie nennen das « heart to heart talk » (Herz zu Herz-Spruch), « der offene, direkte, sachliche Schmiss eines richtigen Er-mannes ». Oder wenn er nicht « helo! » sagt, so fasst er vielleicht deine beiden Hände, schüttelt sie herzlich und sagt:



P. A. is sold everywhere in tidy tins, pound and half-pound in humidors, and pound crystal-glass humidors with sponge-moistener top. And always with every bit of bite and parch removed by the Prince Albert process.

*Der Junggeselle
freut sich seines
Alleinseins*

« So glad to meetya, to be sure » (So erfreut Sie kennenzulernen, aba sicha).

So einer (er wollte mir seine Verlagsbücher nicht verkaufen, nein, schenken) mass mich zum Abschied bedauernd: Wie schade, dass ich nicht früher

merhin hätte er mir doch gern für die Studenten Bücher verkauft) und « wir pumpen aus dem Leben so viel als möglich heraus.»

In der Schweiz würde man wohl bei einer solchen Gelegenheit eher mit ölgiger Ehrfurcht behandelt. Der Europäer fühlt sich immer noch von geistigen Ansprüchen angefochten und wenn er ihnen nicht gerecht wird, will er wenigstens den Schein wahren, was dann oft als stelzbeinige Pose angetroffen wird; oder als radikaler Hass, gegen den mit Kultur verwechsel-

Die Familie freut sich des Beisammenseins

ins gelobte Land gekommen. Ich schnitte sonst nicht ein so ernsthaftes Gesicht. Ich sei der zweite europäische Professor, den zu kennen er die Ehre und das Vergnügen habe, wir hätten beide so ernsthaft ausgesehen. Offenbar täte man uns im alten Land die Jugend verderben. Sie, die Amerikaner, hätten alle unnütze Grübeleien von sich getan (im-

ten Schein, dessen die amerikanische Gutmütigkeit unfähig ist.

Amerika ist eine grosse Schönfärberei. Die glatte, süssliche, rosarote und himmelblaue Romantik, die an den Wänden hängt, drückt diese Neigung nicht weniger aus als die glatt geschminkten Girls von 16 bis 60 Jahren. In der Christian Science hat sich Amerika eine Couéistische « Religion » im grossen geschaffen. (Beiläufig: Ich habe von einer Frau gehört, die eine Platte zerbrach. Sie aber bestand darauf, eigentlich sei diese noch ganz und wenn man nur ganz fest daran glaube, sei sie auch wirklich ganz.) Wenn die Seligkeit des Daseins als eine vollendete Tatsache hingestellt



Jeder Tag soll mit fröhlichem Lachen begonnen werden

wird, muss man schon ein grosser Vertuschungskünstler sein, um ein unhöfliches Wort zu vermeiden.

All das tritt nun ganz besonders im Wirtschaftsleben zutage. Die Stimmung des amerikanischen Puritanismus und des individualistischen und kolonialen achtzehnten Jahrhunderts, die glaubt, dass der gute und fleissige Mann auch seinen eigenen Lohn ernten werde, hat sich beinahe unversehrt in eine Zeit hineingerettet, wo das ganze Wirtschaftsleben der Union mehr und mehr von einigen wenigen Mammutorganisationen beherrscht wird, welche die Grossproduktion in der Hand halten und in den letzten Jahren auch durch riesige Ketten den Handel und Einzelverkauf beherrschen. Es gibt ganze Großstädte, die von irgendeiner Petrol- oder Metall- oder Autogesellschaft beherrscht werden, die allerdings weitgehend für die materielle Wohlfahrt der arbeitenden Bevölkerung sorgt, aber auch jede Regung geistiger Selbständigkeit ausschliesst. Aber der amerikanische Glaube an den unausbleiblichen Erfolg des braven Mannes ist selbst eine wichtige Triebfeder dieser Verhältnisse. Ein deutscher Ingenieur erzählt mir von dem scharfen Gegensatz, den er gegenüber Deutschland empfunden habe. Da sei keine Schranke zwischen ihm, dem gelernten Ingenieur und jedem Arbeiter, sondern unbedingte Kameradschaftlichkeit. Denn jeder wisse, dass er bei mangelnder Tüchtigkeit morgen abfallen könne, während ein anderer durch einen guten Einfall emporgeschnellt werde. Man vertraue jedem die Ausführung seines eigenen Einfalls an. Dilettantismus und Liebe zur Sache finde man mehr als drüben.

Während also das System als Ganzes kritiklos angenommen wird, erweist sich innerhalb des Systems der amerikanische Optimismus oder der «dynamische Amerikanismus» stärker als der Klassenkampf, den man in Europa als unabwendbar hinzunehmen pflegt.

Amerika fährt fort, dem Individuum zu trauen. Trotz dem schwellenden Verbrecherwesen in den grossen Städten ist es nicht gelungen, Stimmung zu machen für individuelle Polizeikontrolle. Man bewegt sich frei und braucht sich nirgends an- oder abzumelden.

Das weist auf einen währschafften Kern des amerikanischen Optimismus hin, der, aller Aeusserlichkeiten und Sentimentalitäten ungeachtet, eine Kraft enthält, von der dem neidischen, verbitterten, verarmten Europa ein gut Teil mehr zu wünschen wäre, die bewirkt, dass man hier trotz Affenprozess und Prohibition eine freie Luft schnauft.

Ich meine die freundliche Kameradschaftlichkeit im Werk, die ohne Ansehen der Person und durch den Konkurrenzkampf hindurch alle Stände durchwaltet und jeden zum amerikanischen Bürger macht.

Darin und in gar nichts anderem liegt das Geheimnis der bewundernswerten amerikanischen Organisation auf allen Lebensgebieten, die keinen befehls- und rechthaberischen Ton kennt, sondern auf die freie Mitwirkung aller zählt, jeder Initiative aufs bereitwilligste entgegenkommt.

Ich fand es sehr bezeichnend, wie vollkommen uninteressiert die Studenten eines Ethikkurses dem kommunistischen Manifest von Marx gegenüberstanden (die meisten verdienen ihr Studium sel-

ber), wie bereitwillig sie dagegen Kants Idee des guten Willens sich anzupassen suchten.

Ich habe es an keiner höhern Lehranstalt in der Schweiz erlebt, dass die Kollegen zusammensitzen, um zu beraten, wie man am besten sich in die Hände arbeiten könne, wie das hier die Regel ist. Bei uns ist jedem seine Wissenschaft überaus viel wichtiger als das Ganze, so wie er auch sein Gärtchen mit hohen Zäunen umgibt. Ist es schweizerisch, wenn ein Kollege, den man kaum kennt, einem auf die Bude steigt, um zu berichten, wie vorteilhafte Dinge er über einen gehört habe? Hat man nicht eher eine entgegengesetzte Neigung, wenn man nicht vorzieht, nach « aussen » oder nach « unten » den kollegialen Anstand zu wahren? Es kam mir auch bemerkenswert vor, dass eine Bauernfrau bereitwillig ihren Stand verlässt, um für eine Abwesende zu verkaufen. Oder dass Aerzte und Zahnärzte zusammenhaft Gebäude mieten, zusammenhaft Sprechzimmer und Empfangsfräulein haben.

Darin liegt Amerikas völkerversöhnende Kraft und das Geheimnis der raschen Amerikanisierung der Eingewanderten. Der beste politische Gedanke, den Europa seinerzeit wie ein grosses Licht begrüsst hat, der Völkerbund, hat diesen amerikanischen Ursprung.

Nun hat ja das allerdings seine Grenzen. Die optimistische Menschlichkeit ist bis jetzt an der beunruhigenden schwarzen Frage gescheitert, das angelsächsische Rassengefühl hat sich als stärker erwiesen als die praktische Vernunft; und aus der nicht weniger unheimlichen Schmelztiegelatmosphäre der grossen Städte mit ihren nomadisch herumgetriebenen Mas-

sen (Th. Dreiser ist ihr Dichter), sowie aus dem Machtgefühl wirtschaftlicher Weltgeltung, erhebt sich ein Nationalismus, der den schwach begründeten amerikanischen Optimismus zu vergiften beginnt. Einen grotesken Ausdruck hat er kürzlich gefunden in der Aktion des Bürgermeisters von Chicago, der englische und proenglische Bücher aus den öffentlichen Bibliotheken zu entfernen befohlen hat — um seinen Wählern zu gefallen. Optimismus ist hier auf dem Weg, in schranken- und bodenlose Selbstbewunderung umzuschlagen. Es ist ein Weg, den auch die protestantischen Kirchen in ihrer Zersplitterung schon eine gute Strecke gegangen sind; das bedeutet Entleerung ihres Gehalts, die Auflösung geistiger Ansprüche, individuelle Willkür und Zerfall, dem mit einem blinden Getue in Wohlfahrt und Prohibition kaum gesteuert werden kann.

Optimismus enthält einen ungelösten Widerspruch. Entweder meint er, die Welt sei wünschenswert so, wie sie gerade ist. Dann ist die Gegenwart ein Gipfel der Entwicklung und der gegenwärtige Mensch das Mass aller Dinge. So wird er in Amerika gern verstanden. Der amerikanische Dollar, habe ich irgendwo gelesen, stellt die letzte und endgültige Befreiung des Menschen dar, nachdem politische und geistige « Befreiungen » sich als reine Klassenangelegenheiten entpuppt haben. In Amerika kann jeder Mensch genug Dollars verdienen, um sich alles zu leisten, was er nur irgend wünschen kann. So verstanden, wird der amerikanische Optimismus zum Todfeind der freien Kritik, die den Menschen nicht reich, sondern in seinem Urteil unabhängig und unbestochen sehen

möchte. Er verbündet sich mit einem starken Erhaltungswillen und führt zu einer Verschleierung der tiefen Schatten, die das menschliche Leben plastisch, dreidimensional machen. Und das führt dann zu plötzlichen Ausbrüchen — nicht gegen Uebel, sondern gegen die, welche auf Uebel hinzuweisen den Mut haben. So besuchte uns kürzlich Richter Lindsey, der als Jugendrichter in Denver tief in die geschlechtlichen Nöte der Jugend und in die Ursachen hineingesehen hat, die zur Auflösung der Familie führen. Prophezeien doch Soziologen, dass bei gleichbleibender Zunahme der Scheidungen und der kurzfristigen Ehen die Zahl der Scheidungen die der Eheschließungen in zehn Jahren überwiegen werde. Die Geistlichkeit versuchte den Vortrag vor der Studentenschaft zu verhindern, damit der idyllische Traum der unantastbaren Weltordnung nicht öffentlich gestört werde. Und erst recht gilt das in ökonomischen Dingen. Nur selten, zu Wahlzwecken, wird der Deckel von berechnenden Parteimaschinen gelüftet.

Die andere Form des Optimismus, die der ersten widerspricht, erklärt die Welt nicht als gut, sondern als gut werdend. Ich hörte einen Nobelpreisträger, einen Physiker, der uns erzählte, die amerikanische Idee des Fortschritts « vom Nichts zum Menschen » sei die einzige neue Idee, die seit dem lieben Jesus in die Welt gekommen. Die Union sei das fortgeschrittenste Land der Welt, weil hier die meisten Maschinensklaven pro Bürger arbeiteten. Er vergass zu sagen, wie viele Bürger für die Maschine sklavten !

Wenn die Welt nicht gut ist, wenn sie aus dem Nichts kommt, wie soll sie gut werden ? Der Fortschritt bedeutet dann :

Nieder mit den Vätern ! Wenn das Gute ein zu erreichender Endzustand ist, wird das Leben sinnlos, wenn der Zustand eintritt. Wenn das Gute im zu überwindenden Abstand liegt, ist die Welt um so vollkommener, je weiter sie vom Ziel entfernt ist; um so sinnloser, je weniger Abstand zu überwinden bleibt. Wenn das Gute immer in der Zukunft liegt, ist die Gegenwart immer sinnlos ! Wenn die Welt, die als Nichts oder als ein Chaos vorausgesetzt wird, in einem zeitlichen Verlauf gut und wünschenswert erst werden soll, müssen auch zeitliche und momentane Güter als letzte Lebenszwecke angenommen werden. Ein krampfhaft arbeitender und nach Vergänglichkeiten haschender Mensch wird zum Schöpfer des Guten, zum Gott gemacht. Wenn die Welt, aus der dieser Menschgott kam, wertlos und sinnlos war, so wird auch der Mensch selber zum getriebenen, blinden Werkzeug und Atom. Seine Lebensaufgabe wird äusserlich, technisch, verstandesmässig. Die entleerte, mechanisierte Seele schreit nach Betäubung in der Aufregung und Erregung von Film und dem vergeschäftlichten Sport.

Nun werden allerdings diese Konsequenzen einer konsequenten Selbstvergötterung auch in Amerika gespürt. Der haltlose Optimismus schlägt in einen ebenso haltlosen Pessimismus um, wie ihn etwa Mencken und die Gruppe um den « American Mercury » herum pflegt. Da wird alles verneint und giftig zersetzt.

Es scheint mir, dass heute die Wege Amerikas und Europas an diesem Kreuzweg sich scheiden, während bis zum Weltkrieg ihre Entwicklungen ziemlich parallel verlaufen sind.

Der amerikanische Optimismus wurzelt in der Aufklärerstimmung des achtzehnten Jahrhunderts, da man das entfesselte Individuum für gut erklärte, wo der Nahrungs- und Lebensspielraum durch die Entdeckung des unermesslichen Kontinents und durch die Erfindung der Dampfmaschine unbeschränkt schien und jedem Freiheitsdurst Wege öffnete.

Diese Stimmung ist in Amerika zur Nationalreligion geworden. Pessimist ist ein Schimpfwort, es existieren Gesetze gegen pessimistische Ketzereien in der Öffentlichkeit (Geburtskontrolle). Die Predigt vom Paradies auf Erden erzeugt eine national-amerikanische Geschlossenheit, deren verschiedene Seiten anzudeuten versucht wurden.

In Europa ist durch den Krieg diese Stimmung gebrochen. Man hat wieder zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, zwischen der Bestimmung des Menschen und dem, was «geht», zwischen Endzweck und blossen Mitteln unterscheiden gelernt. Der losgebundene, frei erklärte Mensch erkennt sich als Sklave seiner eigenen Werkzeuge, die

ihn masslos und formlos in ihren Mechanismus einbezogen haben. Und diese unpathetische Erkenntnis ist der Anfang einer tiefern Weisheit. Was dem Amerikaner fehlt, steht dem Europäer tagtäglich vor Augen: das Zerschneiden von Symbolen, die einst von Mass und Form, von Kultur erfüllt gewesen sind. Sie verschwinden in der steigenden Flut einer verprotzten und proletarisierten Welt. Und während der Amerikaner in aller Harmlosigkeit an das Allerweltsheilmittel einer menschlich allzu menschlichen Schulerziehung glaubt, steht der Europäer inmitten des austobenden Kampfes von Parteien, Klassen, Nationen unparteiisch und still werdend. Diese Dinge, die dem neunzehnten Jahrhundert wesentlich erschienen, sind uns nicht mehr wesentlich.

Zeichen einer Stille, einer Sammlung, einer Entkrampfung, einer Ernüchterung werden sichtbar. Es ist die Stille eines zu Endeseins, einer Verlegenheit; aber auch die Stille ewiger Wahrheit, die dem Menschen erscheint, sobald der Wahn seiner Vergottung ausgeträumt ist.

